

# Beilage z. „Wildbader Chronik.“

Nro. 42.

Samstag, den 8. April 1905.

41. Jahrgang.

## Vermischtes.

(Auf der Suche nach dem „Dorado“.) Das fabelhafte sprichwörtliche „El Dorado“ soll jetzt wirklich auf seinen ungeheuren Reichtum hin erforscht werden. Eine Gesellschaft englischer Kapitalisten hat von der Regierung von Kolumbia das Recht erworben, den „heiligen See“ von Guatavita, der etwa 9000 bis 10000 Fuß unterhalb eines Berges nicht weit von Bogota liegt, auszubeuten. Die Gesellschaft veröffentlicht nun folgenden Prospekt, der ihre Pläne und Absichten deutlich wiedergibt: „Wir haben den Platz des El Dorado, des wirklichen und wahrhaften El Dorado, auserkoren, um die Entdeckung jener Schätze wieder aufzunehmen, um die vor vier Jahrhunderten die tollkühnsten Geister Europas jeden Ranges und jeder Nationalität Entbehrungen und grauenvolle Abenteuer erlitten, um deren Glanz die Sage tausend romantische Geschichten gewoben hat. Die alten Glückritter hatten mit diesen Versuchen keinen Erfolg, weil sie keinen methodischen Plan hatten und nicht über die nötigen Mittel und Instrumente verfügten. Doch jetzt hat das „Britische Kapitol“, das im Besitz der neuesten maschinellen Erfindungen ist, zusammen mit der modernen historischen Forschung, sich entschlossen, diese alten Versuche aufs neue aufzunehmen und es ist begründete Aussicht vorhanden, daß die Welt binnen kurzem erfahren wird von Schätzen, wie sie so ungeheuer noch nie aufgehäuft worden sind, und die nach der Lage von Fachleuten 25 000 Millionen Mark noch übersteigen werden.“ Solch eine ungeahnte Hebung von Reichtümern, die die lähnste Fantasie der alten Sagen weit hinter sich lassen, müßte freilich das größte Aufsehen erregen, und so ist es von Wichtigkeit, die Geschichte dieses geheimnisvollen Fleckes und die ersten Versuche der Ausbeutung näher kennen zu lernen, von denen Clifford Smyth im New-York Herald berichtet. Da, wo jetzt die anerschöpflichen Reichtümer schlummern sollen, wohnten früher die Chibchas, ein Stamm, der vor der spanischen Eroberung über eine Million Menschen zählte und auf einer gleich hohen Kulturstufe stand, wie die Inkas von Peru und die Azteken von Mexiko. Sie glaubten, daß der See die Wohnung eines Gottes sei, dem sie zweimal im Jahr Opfer brachten. Diese heiligen Opferfeste wurden folgendermaßen beschrieben: „Alles Volk wallte in feierlicher Prozession mit Musik und fliegenden Bannern zu den Ufern des Sees. Dann stehen sie schweigend, doch plötzlich hallt ein gewaltiger Schrei über den weiten stillen See; denn in einer Sänfte erscheint auf der Spitze eines der ringsum gelagerten Hügel, im hellen Sonnenschein ausleuchtend, ein über und über goldener Mann. Das ist ihr König, der zuerst in Terpentingebadet und sich dann mit Goldpulver bedeckt hatte. Langsam kommt der König den Hügel herunter und besteigt dann eine kostbare, wundervoll geschnitzte Barke; zu seinen Füßen werden ein Haufen von Gold und ein anderer von Smaragden aufgestapelt; 4 Kohlenpfannen, von denen Wyrhendunst und wohlriechende Dämpfe aufstiegen, umlodern mit düster grellen Scheinen die unheimlich goldene Gestalt und die

glänzenden glitzernden Massen von Kostbarkeiten um ihn. Die Barke fuhr bis zur Mitte des Sees, wo zwei seidene Tauen ausgespannt wurden, und um diese heilige Stätte sammelten sich dann die Röhne der Priester. Feuer wurden auf allen Hügeln angezündet, Fackeln flammten auf und warfen gespenstische Lichter über den See; eine dumpfe Musik von Sackpfeifen und Tamburinen erdröhnte. Die Priester enthüllten heilige Fahnen, und die am Ufer versammelte Menge wandte dem See den Rücken zu, daß nicht unheilige Augen das heilige Schauspiel, das jetzt folgte, erblickten. Die Priester hoben die Hände zum Himmel und in dem Todesschweigen, das über dieser Szene lagerte, hörte man das plätschernde Gemurmel der Wellen, die den goldenen Herrscher aufnahmen, der nun in die See tauchte. Weithin von Gold überglänzt ward nun das Wasser, von allen Seiten erhoben die Indianer nun Freudenrufe und warfen Gold als Weihgabe in den See, das aufblitzend in den Tiefen verschwand. Der König, seiner funkelnden Pracht bar, tauchte wieder aus den Wogen, bestieg den Kahn und warf nun die Haufen von Gold und Edelsteinen in den See. So ward alle sechs Monate der Born des Seegottes durch reichliche Goldspenden besänftigt und gemildert.“ Viele Jahrhunderte fanden diese Feste statt, bis die Spanier ins Land kamen. Mit ihrem unerfättlichen Golddurst, ihrer grausamen Gier nach Schätzen, marterten und peinigten sie auch die armen Chibchas. Der spanische Feldherr Quesada setzte den unglücklichen König Sajipaa sogleich gefangen und befahl ihm, die ungeheuren Schätze herauszugeben, von denen er gehört. Sajipaa aber weigerte sich standhaft, irgend etwas zu verraten und starb, über einem leichten Feuer langsam geröstet, ohne auch nur ein Wort von den Geheimnissen enthüllt zu haben. Die Torturen und Martern, die nun mit den anderen Chibcha-Fürsten vorgenommen wurden, brachten schließlich die Tatsache ans Licht, daß Sajipaa alle seine Schätze und zwar mehr Goldstaub als 50 Männer tragen konnten, dazu alle kostbaren Smaragde und Edelsteine in die Mitte des Guatavia-Sees versenkt hatte. „Wenn Ihr Gold haben wollt,“ sagten die trotzigten Häuptlinge, „dann sucht auf dem Boden des Sees, da werdet Ihr genug finden.“ Den See abzuleiten, erwies sich als eine ziemlich unmögliche Sache, da Lotungen erwiesen, daß der See eine Tiefe von 214 Fuß habe und die gebirgigen Ufer sehr hinderlich seien. Trotzdem versuchten es die Spanier, die vor nichts zurückschreckten, indem sie eine große Schlucht durch die ringsum sich türmenden Berge gruben und den See bis zu einer Tiefe von 11 Fuß ableiteten. Die unterwühlten Berge stürzten aber zusammen und deckten den Boden des Sees wieder zu, während ja aufbrechende Quellen neues Wasser hervorquellen ließen. Seitdem hat ein jeder Reisende der Mär von diesen versunkenen Schätzen gelauscht und auch Alexander von Humboldt hat ausführlich den geheimnisvollen See und die Geschichte dieses durch den Fluch des Goldes hingemordeter Volkes geschildert. Doch erst seit einiger Zeit trifft man nun Anstalten, dem nachzuvorsuchen, und zwar will man nicht mehr den

See durch das Graben von Dämmen ableiten, sondern durch eine Röhrenanlage soll das Wasser abfließen. Man hat bereits jetzt ein paar goldene Götterbilder und Gegenstände aufgefunden.

(Seltene Lieblingstiere.) Wohl in keinem Lande der Welt ist das Halten von Tieren aus bloßem Wohlgefallen so verbreitet wie unter der Damenwelt in England, und nirgendwo hat sich die Vorliebe für zierliche oder seltsame Tiere zu solchen Exzentrizitäten verstiegen wie dort. Aus den verschiedensten Zonen und Erdteilen, aus den entlegensten Kolonien des britischen Weltreiches finden sich oft die seltsamsten Tiere in britischen Schlössern und Villen zusammen, um in der zärtlichen Pflege einer liebevollen Herrin ein beneidenswertes Dasein zu führen. Die neueste Mode scheint es sogar zu gestatten, daß man sich mit seinen Lieblingstieren, vorausgesetzt, daß sie gut erzogen sind, bei festlichen Gelegenheiten zeigt. Konnte man doch kürzlich in dem vornehmen Londoner Opernhaus Covent Garden sehen, wie eine bekannte Dame in ihrer Loge ein reizendes kleines Chamäleon bei sich hatte, das am Vorhang der Loge auf- und abließ. Aber nicht nur den zierlichen Tierchen wendet sich die Liebe der Dame zu; einigen bietet das Halten von gefährlichen Tieren einen besonderen Reiz. Wie einst vor einigen Jahrzehnten Sara Bernhardt mit ihren 2 Leoparden Aufsehen erregte, so hat jetzt in England Frau Artur Cadogan eine romantische Vorliebe für giftige Schlangen. Zum Entsetzen ihrer Freundinnen trug sie eine Zeitlang ein solches Reptil als Armband bei sich. Ein angenehmerer Gesellschafter war ein zahmer Otter, der sich überall wie ein treuer Hund im Gefolge von Lady Dorothea und Estella Hope zeigte. Kürzlich trat in London eine Dame in ein großes Geschäft des Westends, die eine Pelzboa um die Schultern zu tragen schien. Als der Verkäufer aber zuletzt bei der Zahlung Kleingeld herausgab, sah er entsetzt, wie ein Schlangentier nach dem Gelde schnappte, was den ganzen Laden in Angst und Schrecken versetzte. Eine andere Dame zeigte sich in Gesellschaft eines Igels, der ihr mit großer Intelligenz überallhin folgte.

— In dem Orte Kayselede-Doomferte bei Brügge wurde, dem „Tag“ zufolge, unlängst eine originelle Wette abgeschlossen. Vier Bauern waren zusammengetreten mit der Absicht, 72 Stunden hintereinander Karten zu spielen. Derjenige, der die vorgeschriebene Zeit am Kartentisch ausharre, sollte 1000 Franken erhalten. Ruhepausen durften nicht gemacht werden, es wurden nur am Tage wenige Minuten zur Einnahme der Mahlzeiten freigegeben. Die ersten beiden Tage und Nächte ging alles gut, und die vier Spieler hielten sich, ohne Müdigkeit zu bekunden, sehr tapfer. In der dritten Nacht jedoch wurde der eine der Bauern von Müdigkeit übermannt, sank vom Stuhl und verfiel in einen tiefen Schlaf. Er hatte also die Wette verloren, und die 1000 Franken wurden unter die „Sieger“ verteilt.

(Mißverstanden.) General: „Wie lang sind Sie Unteroffizier?“ — Unteroffizier: „Ein Meter siebzig, Herr General!“

Unterhaltendes.

Meine offizielle Frau.

Von Col. Richard Henry Savage.

(Fortf.) (Nachdruck verboten.)

„Aber es ist ja wahr,“ rief Fräulein Sophie, „sie sieht aus wie eine Fee!“ Und damit befestete sie ein Paar bewundernde braune Augen auf Helene, die in einem leichten fließenden Gewand, einem Kunstwerk von Worth, wirklich ausah, wie eine Fee — eher noch schöner.

„Nimm dich in acht, sonst verdirbst du das Feenkleid,“ sagte Olga lachend, denn das Kind schmiegte sich in Helenes Schoß ohne des köstlichen Gewandes zu achten; „ich meine, es wäre besser, du zögest dich jetzt zurück.“

„Bis nach dem Essen, Mama? Darf ich nicht zum Nachttisch wieder kommen?“ bat das Mädchen, als Fräulein de Launay es hinausführte. Ich sah, wie sich die Französin unter der Türe noch einmal umdrehte und den liebevollenden, echt tartarischen Blick auffing, womit Sascha sich über Helene beugte; bei diesem Anblick zuckte es wie Angst und Verzweiflung über das Antlitz der Gouvernante.

„Aha,“ dachte ich, „Herr Sascha betreibt die Sache im Großen.“

Nun wurde die Unterhaltung allgemein.

Ich wanderte in dem behaglichen Gemach herum und Boris erklärte mir die alten Familienbilder an den Wänden. So kamen wir auch an die vorderen Fenster des Zimmers, die auf die Rewa hinausgingen. Der Fluß war mit Schiffen aller Länder und aller Arten bedeckt, die im Mondlicht vor uns lagen.

„Das geht nun bald zu Ende,“ sagte Boris; „jetzt kommt der Winter und dann gleiten Schlitten statt der Schiffe auf der Rewa dahin.“

Meine Augen schweiften über die silbernen Fluten hinweg und erblickten auf dem gegenüberliegenden Ufer riesige aus Granitsteinen errichtete Gebäude und ich schreckte zusammen, denn ich hatte mein Reisehandbuch wohl studiert und wußte, daß ich jenes schreckliche Gefängnis vor mir sah, wo in den tief unter dem Flußbett liegenden feuchten Kerker schon so entsetzlich viele Menschenleben elend zu Grunde gegangen sind.

„Die Peter und Paulsfeste,“ erklärte Boris.

„Ach, das Gefängnis für politische Verbrecher, nicht wahr?“

„Ja,“ erwiderte er und währenddem fühlte ich einen sanften Hauch in meinem Nacken und ein leiser Seufzer klang in mein Ohr — es war Helene, die zu mir sagte: „Ich glaube, man wartet auf dich, Arthur, damit du Frau Weletsky ins Speisezimmer führst.“

„Und Sie sind die Beute des Familienoberhauptes, aber ich sitze auf Ihrer andern Seite,“ flüsterte Sascha, der in diesem Augenblick zu der Dame herangetreten war.

Selbst Olga Weletskys reizendes Antlitz und vergnügtes Wesen vermochte, während wir durch den Flur nach dem Speisezimmer schritten, nicht, mich wieder in meine gewöhnlich heitere Stimmung zu versetzen — der Anblick, der großen Festung in deren unterirdischen Verließ schon so zahllose Verbrecher ein jämmerliches Ende gefunden hatten und wo vielleicht auch ich meine Tage beschließen mußte, hatte mei-

nen Lebensgeistern schnell einen Dämpfer aufgesetzt. Erst eine Weile später in dem glänzend erhellten Speisezimmer, an dem hübsch gedeckten, verschwenderisch mit Blumen geschmückten Tisch kam ich wieder auf etwas rosigere Gedanken.

Schon hatten wir nach moskowitzcher Sitte in der Sacuska aus gefalzenem Fisch, in Kaviar und ähnlichen Vorspeisen, die den Appetit zu ungewöhnlicher Höhe zu reizen bestimmt sind, Lächtiges geleistet, aber erst nach etwa zwei Gängen der eigentlichen Mahlzeit, wobei auch der Wein gehörig greifte, wurde ich wieder ganz ich selbst.

Constantin, der oben am Tisch saß, war die Gastfreundschaft in Person und Sascha, an der andern Seite Helenes, schien ganz außerordentlich guter Stimmung zu sein. Bald entspann sich eine leichte, fröhliche Unterhaltung und gegen das Ende der Mahlzeit erregte ich durch mehrere musterhaft erzählte Anekdoten aus meinem Soldatenleben stürmische Heiterkeit und Helene lachte am allertollsten, so daß sie kaum mehr aufhören konnte.

„Nun,“ bemerkte Sascha, als er sich wieder gefast hatte, „seine Frau lacht noch über seine Geschichten und muß sie doch schon hundertmal gehört haben!“

„Tausendmal, lieber Vetter,“ flüsterte Helene und zuckte die Schulter.

„Ja,“ sagte Frau Weletsky, „Marguerite hat mir die letzte dieser Geschichten auch schon erzählt und gesagt, du lähest immer ganz traurig aus, wenn Papa damit anfange.“

„Ja wohl, aber das ist zu Hause,“ sagte Helene und verzog schmolend den Mund, „in Gesellschaft bin ich den Geschichten meines Gatten gegenüber immer äußerst höflich. Nicht, Arthur?“ Und damit lächelte sie mir so spitzbübisch zu, daß ich selbst zu lachen anfang.

Nun stand Frau Weletsky auf und die Damen verließen das Speisezimmer, während wir verlassenen Männer bei Wein und Cigarren weiter plauderten. Bald aber gesellten sich auch Sascha und Boris zu den Damen und nun konnte ich, mit dem Oberhaupt der Familie Weletsky allein geblieben, das Geschäft zur Sprache bringen, das mich nach Rußland geführt hatte — das heißt, das meiner Tochter von ihrem Gatten vermachte Wittum. Wenige Augenblicke genühten, mir zu zeigen, daß die Sache nicht angefochten wurde und daß die Weletsky meiner Tochter alles zugestanden, was ihr nach dem Testament bestimmt war, ja eher noch mehr. Ich war eigentlich nur der Form halber als natürlicher Vertreter der Interessen meiner Tochter hierher berufen worden, damit keine der Anordnungen, die ihre gütigen russischen Verwandten in Beziehung auf Marguerites künftiges Vermögen, ihre Besitzungen oder ihre gesellschaftliche Stellung treffen mochten, verächtigt oder mißdeutet werden konnten.

Ich sagte ihm, ich wüßte, sobald die vorläufige Uebereinkunft getroffen sein würde, Geschäfte halber nach Paris zurückkehren, wolle aber gegen Ende der Saison zur Unterzeichnung der Papiere wieder kommen. Zu meiner Verwunderung erhob Constantin keinen Einwand dagegen und sagte nur, wir würden in St. Petersburg stets willkommen sein. „Du weißt dies, lieber Lenox, sowohl um Marguerites, wie um eurer selbst willen.“

Dann fuhr er fort: „Ich hoffe, du

wirst es nicht für unverschämt halten, wenn ich, ein Einwohner dieser Stadt, dir, einem Amerikaner, der, wie man mir sagt, von Haus aus an vollste Redefreiheit gewöhnt ist, den Rat gebe, hier in all deinen Aeußerungen äußerst vorsichtig zu sein. Die Polizei ist im Augenblick sehr wachsam, besonders einem jeden gegenüber, von dem man annimmt, er sei ein Gegner unsrer Regierung.“

„Wie,“ sagte ich, „kommt irgend etwas Neues in den Zeitungen?“

„Lieber Oberst,“ entgegnete mein Wirt, „die Zeitungen hier erfahren nie etwas; die geheime Polizei unterdrückt alles.“

Mit leiserer Stimme fügte er hinzu: „Ich bin überzeugt, daß selbst unter meiner Dienerschaft einige Spione stecken.“

„Nach was suchen sie denn?“ fragte ich.

„Nach Nihilisten,“ flüsterte er; „es ist immer das nämliche — das ist das Schwert, das über unsern Köpfen schwebt.“ Dabei seufzte er und erhob sich vom Tisch.

In diesem Augenblick erklang das „Star spangled Banner“ aus dem Empfangszimmer zu uns herüber, wo Helene am Klavier saß und das Lied sang, das mein Herz mit hilfloser Verzweiflung erfüllte.

Hastig trat ich zu ihr und rief: „Sing doch dies Lied nicht! Du weißt doch, wie sehr es mich aufregt.“

Sascha beugte sich über die Schulter der Dame und bemerkte etwas boshaft: „Seine Nationalhymne regt den amerikanischen Soldaten auf, so daß er gerne wieder den Kriegspfad beschreiten und gegen seine Feinde die Indianer, ziehen möchte!“

Natürlich warf ich ihm einen Blick zu, der deutlich verriet, daß ich ihn am liebsten auch für einen Indianer angesehen hätte, denn sein Benehmen gegen die Dame die den Namen Frau Lenox führte, war im Verlauf des Abends immer aufmerksamer und verliebter gewesen. Dies hatte auch Mademoiselle de Launay, die Erziehlerin, bemerkt, die mit ihrer Pflegebefohlenen, der niedlichen Sophie, wieder in dem Empfangszimmer erschienen war und die Blicke dieser jungen Dame verrieten mir, daß sie aus dem nämlichen Grund aus dem ich Sascha haßte, auf meine Frau wütend war.

Selbst Olga und ihr Mann sahen ärgerlich aus, denn das Benehmen des jungen Mannes war höchst auffallend und nicht mißzuverstehen.

In diesem Augenblick kam mir ein herrlicher Nachepian — es war einer jener glänzenden, kleinen Einfälle, die ich so häufig habe zur Freude meiner Freunde und zum Entsetzen meiner Feinde.

Da wir uns nur im engsten Familienkreis befanden, durfte ich mir Freiheiten erlauben, die mir in größerer Gesellschaft versagt geblieben wären.

Ich gesellte mich zu meiner offiziellen Gemahlin und wick ihr, als der aufmerksamste, verliebteste Gatte, nicht mehr von der Seite, ja verschiedenemal benützte ich eine günstige Gelegenheit, um ihr einen leisen Kuß auf den Mund zu drücken. Mit diabolischer Schlaueit wußte ich es so einzurichten, daß Sascha stets Zeuge dieser Umarmungen war und sich darüber krümmte vor Wut und Schmerz; aber mit Bedauern, Verwunderung und etwas gekränkter Eigenliebe bemerkte ich, daß auch Helene sich darüber krümmte. Die ganze Gesellschaft war sehr lustig geworden und lachte über die feurige Natur dieser Aufmerksamkeiten gegen meine Frau. (Fortf.)